

Aus dem Kanton Zürich

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **11 (1906-1907)**

Heft 6

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-310516>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wagen war mit gelber Seide ausgeschlagen und mit vier feurigen Rappen bespannt, deren Geschirr in blankem Golde erglänzte. Endlich trat der Muezzin auf die Galerie des Minarets und verkündete die dritte Gebetsstunde. Als bald öffnete sich das vergoldete Gittertor; der Herrscher des türkischen Reiches, Abdul Hamid II., fuhr die etwa hundert Meter weite Strecke zur Moschee hinab. Sein Wagen wurde von Schimmeln gezogen, er selbst war in einfachster Kleidung. Ihm folgten die Prinzen aus gültiger Ehe, die Mutter des Sultans, die Herrscherin des Harems, dann auch andere fürstliche Haremsdamen. Das Gefolge durfte den Sultan nur bis zur Moschee begleiten; er betrat dieselbe allein, um die feierliche Zeremonie zu vollziehen.

Wir wurden in zu respektvoller Ferne gehalten, als dass wir die einzelnen Personen hätten genau unterscheiden können. Doch der ganze Aufzug hatte wohl die Mühe des Wartens gelohnt. (Schluss folgt.)

Aus dem Kanton Zürich.

Die Schweizerische Lehrerzeitung hat letzthin ausführlich berichtet über die Rede, die Herr Stadtrat Dr. Mousson im zürcherischen Kantonsrat bei Anlass der Revision des Unterrichtsgesetzes gehalten hat. Diese Rede greift die bestehenden Primarschulverhältnisse, Lehrziele und Unterrichtsmethoden scharf an und gipfelt in einer Kritik der Lehrerbildung. Wir hören darin den Widerhall der Reformgedanken, die heutzutage die pädagogischen Kreise beherrschen. Mousson rügt das falsche Bildungsideal, welches uns zum Einpfropfen eines enzyklopädischen Wissens führt, die daraus sich ergebende Überanstrengung der Jugend und den Mangel an körperlicher Ausbildung. Er verlangt an Stelle der einseitigen Verstandeskultur Herzens- und Charakterbildung, Erziehung zur Persönlichkeit.

Moussons Worte fanden Widerhall, aber auch Widerspruch in der Presse. Einen breiten Raum in der Diskussion nahm die Lehrerbildung ein, von der ja natürlich die Gestaltung der Volksschule wesentlich abhängt. Den zürcherischen Lehrer- und Lehrerinnenseminarien wurden dieselben Vorwürfe gemacht, wie der Primarschule, und namentlich die Überbürdung der Kandidaten und Kandidatinnen betont. Letztere erweckten in besonderem Masse das Mitleid der Herren Kritiker, und sollte man ihren Worten glauben, so stände es sehr schlimm um die bedauernswerten Opfer der Lehrerinnenbildung. Nun glauben wir allerdings, dass in den Seminarien, wie in allen Schulen, eine Überbürdung besteht, dass viel Kraft auf unnützen Gedächtniskram verwendet wird, und dass die Lehrerinnenseminare einer weisen Reform ihre Pforten nicht verschliessen dürfen. Allein wir müssen im Interesse der weiblichen Berufsbildung daran festhalten, dass die Mädchen, wie die Knaben, ein vernünftiges Mass ernster Arbeit leisten können und sollen. Sonst müssen wir für das weibl. Geschlecht auch auf die Gymnasialbildung verzichten, wie überhaupt auf jedes Ringen um geistige Vervollkommnung. Wir weisen daher das Mitleid der Männer zurück, das nur immer

da sich zeigt, wo die Frau in sog. höhern Berufsarten sich betätigen will, selten aber denen gegenüber zum Ausdruck kommt, die in harter, körperlicher Arbeit und Not ihre Kräfte frühzeitig verbrauchen.

In diesem Sinne hat unsere Mitarbeiterin, Frl. E. Benz-Zürich, Musterlehrerin an der dortigen Töcherschule, sich in der „Zürcher Post“ gegen eine Teilnahme für unser „schwaches Geschlecht“ gewendet, die uns nur schaden kann, indem sie im Publikum eine falsche Vorstellung von der Leistungsfähigkeit der weiblichen Kandidatinnen des Lehramtes erweckt. Auch der Seminardirektor von Küsnacht, Herr Dr. Zollinger, hat im Laufe der Diskussion den guten Gesundheitszustand und die Leistungsfähigkeit der weiblichen Zöglinge nachdrücklich hervorgehoben.

Wir geben die interessanten Ausführungen von Frl. Benz, die mehr als lokales Interesse haben, in extenso wieder.

„Vom Lehrerinnenseminar der Stadt Zürich ging in diesen Tagen eine betrübende Kunde durch die Presse. In einer kantonsrätlichen Programmrede zum Unterrichtswesen erfolgte ein Ausspruch, der den aus dem städtischen Lehrerinnenseminar austretenden jungen Lehrerinnen kaum als Empfehlung dienen kann. Er zirkuliert in zwei Versionen. Nach dem Bericht der „Zürcher Post“ sollen die jungen Lehrerinnen die Anstalt zum grossen Teil körperlich gebrochen, nach demjenigen der „Neuen Zürcher Zeitung“ auch seelisch gebrochen verlassen.

Wir haben indes allen Grund zu der Annahme, dass im Eifer für eine gute Sache die Farben doch allzu stark aufgetragen worden sind. Es sei zunächst darauf hingewiesen, dass gerade im laufenden Schuljahr, das heisst im Frühling 1906, die Aufnahme neuer Schülerinnen ins Seminar die höchste Ziffer seit der Gründung der Anstalt erreicht hat. Während in den letzten Jahren die Zahl der Aufgenommenen etwa 20 betrug, stieg sie im Frühling 1906 auf 47, so dass zur Parallelisation der I. Seminarklasse geschritten werden musste. Wenn nun wirklich der Bildungsgang einer Primarlehrerin die jungen Mädchen so schwer schädigen sollte, dann müsste es der städtischen Schulbehörde eine Gewissenssache sein, die Aufnahmen ins Lehrerinnenseminar tunlichst einzuschränken. Offenbar muss auch im Frühling 1910 der Existenzkampf für ein halbes Hundert Lehramtskandidatinnen auf dem immerhin beschränkten Arbeitsfeld des Kantons Zürich schwieriger werden als bloss für zwanzig, und wenn dieser Existenzkampf von körperlich und seelisch gebrochenen jungen Mädchen geführt werden soll, dann sind die Behörden gewiss nicht zu beneiden, die hiefür die Verantwortung zu tragen haben.

Aber auch die stetig wachsende Zahl der Anmeldungen für das Lehrerinnenseminar scheint nicht für das Vorhandsein so schlimmer Übelstände zu sprechen. Wäre das Seminar von so vielen schwankenden Schattengestalten bevölkert, so hätte die öffentliche Meinung auch schon ein Wörtchen dazu gesprochen, und so blind sind die Eltern gewöhnlich auch nicht, dass sie ihre heranblühenden Töchter einer Anstalt anvertrauen möchten, die sie körperlich und seelisch zugrunde richtet. Die Fälle sind ja auch gar nicht selten, dass Eltern der Anstalt nacheinander mehrere Töchter zur Ausbildung anvertrauen. Ebenso kommt es vor, dass Mädchen aus gut situierten Familien, wo man doch für das körperliche Wohl der Töchter sehr besorgt zu sein pflegt, alle Klassen des Seminars durchlaufen und auch die Konkursprüfung bestehen, nicht um

später den Lehrberuf praktisch auszuüben, sondern lediglich zur Erlangung einer abgeschlossenen Bildung.

Jedenfalls scheinen sich die jungen Lehrerinnen von den Strapazen ihres Berufsstudiums in verhältnismässig kurzer Zeit zu erholen. Kommt es doch immer wieder vor, dass die Stadt Zürich solche blutjungen Lehrerinnen frisch von der Schulbank des Seminars weg vor eine ihrer überfüllten Schulklassen stellt, und doch ist es den städtischen Schulbehörden noch nie eingefallen, diesen durch ihr Studium zugrunde gerichteten jungen Mädchen in Anbetracht ihrer reduzierten Kräfte eine reduzierte Schülerzahl zuzuweisen. Im Jahre 1905 haben die städtischen Schulbehörden über ihre weiblichen Lehrkräfte, von denen eine nicht kleine Zahl noch in jugendlichem Alter steht, an den Erziehungsrat berichtet: „Mit der Verwendung der weiblichen Lehrkräfte hat die Stadt gute Erfahrungen gemacht, so dass der Stand ihrer Klassen ebenso befriedigt, wie bei ihren männlichen Kollegen.“

Von Invalidität wird man auch bei denjenigen Lehrerinnen nicht reden können, die unmittelbar nach abgelegter Prüfung in die Fremde ziehen, und zwar nicht etwa nur nach dem gelobten Lande der Erzieherinnen, nach England oder nach Frankreich, Italien, Spanien usw., sondern sogar fernhin in andere Erdteile.

Dass es mit den Gesundheitsverhältnissen der Seminaristinnen nicht so schlimm steht, wie geurteilt wurde, geht übrigens auch aus den Jahresberichten der höhern Töchterschule hervor, und es ist von Interesse, einige der jüngsten Berichte über den Gesundheitszustand der Seminaristen von Zürich und Küsnacht, niedergelegt in den Jahresberichten der Erziehungsdirektion, einer vergleichenden Betrachtung zu unterziehen.

Höhere Töchterschule der Stadt Zürich 1903: „Ausser einigen Scharlachfällen war der Gesundheitszustand ein normaler.“ 1904: „Einige Scharlachfälle ausgenommen war der Gesundheitszustand ein normaler.“ 1905: „Der Gesundheitszustand der Schülerinnen war ein normaler.“

Lehrerseminar Küsnacht. 1902: „Ein Schüler der ersten und ein Schüler der dritten Klasse mussten wegen andauernder Kränklichkeit für das laufende Schuljahr austreten, und mehrere andere mussten infolge ernsterer Krankheit längere Zeit vom Unterricht fernbleiben.“ 1903: „Im ersten Quartal des Berichtsjahres veranlasste die Influenza eine grosse Zahl von Absenzen; auch in den übrigen Quartalen wurde eine grosse Zahl der Schüler durch ernsthafte Krankheiten vom Unterricht ferngehalten.“ 1904: „In den ersten 3 Monaten des Berichtsjahres liess der Gesundheitszustand der Zöglinge vielfach zu wünschen übrig.“

Die Berichte über den Gesundheitszustand der Zöglinge des Lehrerseminars Küsnacht lauteten also schon zu wiederholten Malen nicht so günstig wie diejenigen der städtischen Anstalt, und doch fanden es die leitenden Organe nicht für notwendig, deshalb die Öffentlichkeit zu allarmieren. Andererseits ist in den amtlichen Rapporten der höhern Töchterschule nirgends die Rede von körperlich oder geistig gebrochenen Seminaristinnen. Doch halt! Der Bericht von 1902 konstatiert in der vierten Seminarklasse eine derartige Ermüdung, „dass mehrere Schülerinnen erst nach einer kürzern oder längeren Zeit der Erholung in den Schuldienst eintreten konnten.“ Der Bericht hätte aber noch beifügen können, dass diese Erholungszeit zumeist von Töchtern besser situierter Familien als

notwendig erachtet wird, während Stipendiatinnen gewöhnlich mit beiden Händen zuzugreifen pflegen, wenn sich ihnen unmittelbar nach abgelegter Prüfung eine Stelle bietet. Einer vergleichenden Übersicht über die während der 12 Monate des Jahres 1902 an den drei Schulabteilungen (Seminar-, Handels- und Fortbildungsklassen) gemachten Absenzen ist überdies die Tatsache zu entnehmen, dass die Zahl, prozentual auf die Schulstunden berechnet, für die Seminarklasse wo doch am intensivsten gearbeitet wird, die kleinste ist.

Wir wollen durchaus nicht behaupten, dass der Bildungsgang einer Lehrerin über jegliche Kritik erhaben sei und nicht nach der einen oder andern Seite der Vervollkommnung und Verbesserung bedürftig wäre; man kann darüber in guten Treuen diskutieren. Aber die Verhältnisse sind entschieden nicht derartig, dass der oben erwähnte Ausspruch gerechtfertigt wäre.

Zwar muss zugegeben werden, dass Fälle von Überbürdung vorhanden sind, aber diese betreffen, wie auch aus verschiedenen Jahresberichten der höhern Töcherschule hervorgeht, vor allem die schwächern Elemente. Denn für eine „letzte Kategorie“ ist Überbürdung, und zwar Überbürdung in ihrer schwersten Form, niemals aus der Welt zu schaffen. Das Seminar ist kein Mädchenpensionat, wo ein dilettantisches Befassen mit allerlei Wissenschaften und etlichen Künsten genügt — das Seminar ist eine *Berufsschule*, die auch von tüchtigen Schülern eine bedeutende Arbeit verlangt. Wie gross ist aber die Summe von Anstrengungen, die Mädchen „von bescheidener Begabung oder zarter Konstitution“ unter dem steten Druck der Examenangst zu leisten haben. Auch die wohlwollende Berücksichtigung der Schwachen wird in einer Berufsschule, die auf Prüfungen hin arbeitet, nicht verhüten können, dass diese Schwachen überanstrengt und gesundheitlich geschädigt werden.

Im eigensten Interesse dieser Mädchen, im Interesse aber auch der Volksschule, der nur tüchtige Lehrkräfte zugeführt werden sollen, muss verlangt werden, dass schwache Elemente vom Lehrerinnenberuf ferngehalten werden. Und die stets zunehmende Zahl von Anmeldungen für das Lehrerinnenseminar versetzt ja die Anstalt in die glückliche Lage, bei den Aufnahmeprüfungen und der reglementarischen Probezeit mit aller Sorgfalt vorzugehen.

Bei der Beurteilung des Arbeitsmasses der Seminaristinnen macht sich nicht selten eine gewisse Einseitigkeit geltend. Weil die Seminaristin durch ihren Bildungsgang sich den Gebildeten einreihet, so wird auch ihre Arbeitsleistung nur zu oft mit der Lebensführung der weiblichen Jugend dieser Stände verglichen. Neben der jungen Tochter aus gutem Hause, die sorglich vor jedem rauhen Luftzug des Lebens und vor energischer Arbeit behütet wird (Ausnahmen gerne zugestanden), mag die Lehramtskandidatin allerdings in den Augen mancher Leute eine bedauernswerte Persönlichkeit sein. Aber man schaue nicht nur nach rechts, sondern auch nach links und denke an die gleichaltrigen Arbeitsgenossinnen unserer Seminaristinnen, an die vielen Lehrtöchter und jugendlichen Arbeiterinnen, die in Werkstätten, Magazinen, Ateliers, in der muffigen Luft der Fabriksäle oder auch in enger Wohnung (Heimarbeit!) eine vielfach nur mechanische, Herz und Geist verödende Arbeit verrichten müssen, und zwar nicht selten ohne jede Aussicht, jemals zu einer gesicherten, selbständigen Lebens- und Arbeitsstellung zu gelangen, wohl aber etwa in Gefahr, an Hungerlöhnen körperlich und seelisch zugrunde zu gehen.

Wie so viel freundlicher gestaltet sich die berufliche Vorbereitung der jungen Lehrerin! Da ihre Berufslehre schulmässig organisiert ist und behördlich überwacht wird, erstreckt sich die schul-hygienische Fürsorge in gleichem Umfange auf den Seminarunterricht wie auf die Kinderschule. Frühlingsferien, Sommerferien, Herbstferien, Weihnachtsferien, ferner Schuleinstellungen zurzeit der grössten Hitze oder des Eislaufes („Hitz- und Eisferien“), stündlich wiederkehrende Pausen und das Turnen schaffen ein starkes Gegengewicht gegen die intensive geistige Inanspruchnahme; und so darf füglich behauptet werden, dass die Seminaristin unter hygienisch bessern Verhältnissen arbeitet als viele ihrer Altersgenossinnen in den untern Schichten des Volkes.

Und dabei dürfen auch die vielen Momente geistiger und gemüthlicher Anregung und Erbauung nicht übersehen werden, die im Unterrichte selbst und im Schulleben überhaupt liegen, und die den jugendlichen Geist frisch erhalten. Mehr und mehr kommt ja auch im Unterricht verschiedener Fächer die Exkursion zur Geltung, dazu gesellen sich die alljährlichen Schulreisen. Wer all diese jugendlichen Gleichstrebenden schon etwa bei ihren harmlosen kleinen Festen gesehen hat, wo Witz und Humor, jugendlicher Frohsinn und auch etwa ein bisschen Übermut in so herzerquickender Weise zum Vorschein kommt, wird sich schwerlich davon überzeugen lassen, dass intensives Berufsstudium tüchtige junge Leute zugrunde richte.

Die Vorbereitung auf eine Prüfung, von deren Ausgang das spätere Fortkommen abhängt, wird ab und zu Zeiten gemüthlicher Depression bringen. Schliesslich liegt aber gerade darin für den jungen Menschen ein gutes Stück Selbsterziehung, sich auf eine bestimmte Arbeit zu konzentrieren und mit aller Energie an der Erreichung eines Zieles zu arbeiten. Auf der Schulbank werden wohl noch keine Charaktere erzogen, aber wenn die Kunst des rechten Arbeitens erlernt ist und der Wille sich im Kampf mit Hindernissen gestählt hat, dann ist die Gewähr dafür geboten, dass auch an die Aufgaben, die das Leben stellt, mit Energie und Pflichtbewusstsein herangetreten wird.“

Nixleins Weltreise.*

Ein Nixlein sass am sprudelnden Quell
Und sah dem Wasser zu,
Das gurgelte leis und plätscherte hell,
Sprang über die Steine ohne Rast und Ruh.

Rieselt und rauscht
Hüpft und plauscht:
„In die Welt ich geh,
Nixlein ade!“

* Mit gütiger Erlaubnis der Verlagshandlung abgedruckt aus dem Märchenbuch „Bärbelis Wunderbett“ von Josephine Siebe. Siehe „Büchertisch“. Es ist dies die einzige Dichtung in Versen und eignet sich trefflich zum Vorlesen in mittleren und oberen Klassen.